

Zukunft der stationären Altenpflege – eher eine Vision als eine Prognose

Vechta, den 14.05.2013

Dr. Hans-Jürgen Marcus, Diözesan-Caritasdirektor

0. Vorbemerkungen

Herzlichen Dank, dass Sie mich eingeladen haben um über die Zukunft der stationären Altenhilfe zu sprechen. Ich verfüge nicht über die Gabe der Prophetie. Aber ich gehöre zu denen, die davon überzeugt sind, dass wir uns gerade in der stationären Altenhilfe zu wenig mit Zukunftsbildern beschäftigen. Na klar, der Alltag ist schon aufreibend und anstrengend. Trotzdem wird die Zukunft jetzt gedacht und bestimmt. Insofern erlaube ich mir einige Grenzüberschreitungen, die Sie vielleicht für einen Caritasdirektor unschicklich finden. Als solcher ist man doch in der Caritas einrichtungsnah oder man ist nicht. Und einrichtungsnah sein heißt für die Interessen der Einrichtungen zu streiten ohne wenn und aber. Wer mich kennt, weiß, dass ich das an vielen Orten und Stellen mache. Trotzdem muss auch ein einrichtungsnaher Caritasdirektor hin und wieder einrichtungskritisch sein. Schon um der Einrichtungen willen aber erst recht um der Menschen willen. Also erlauben Sie mir einige kritische Fragen auch nach innen.

Nach einer solch fulminanten Ankündigung kann ich Sie doch erst einmal beruhigen. Der Trend läuft für Sie:

- Gab es 2008 noch 410.000 Menschen über 79 Jahre in Niedersachsen, sind es in 2030 630.000 Menschen über 79 Jahre. Also 220.000 Menschen mehr.
- Im Jahr 2007 waren es noch 240.000 Menschen in Niedersachsen, die pflegebedürftig waren. Davon etwa ein Drittel, also 80.000 Menschen, die in einer stationären Einrichtung lebten und 25 %, also 60.000, die von einem ambulanten Pflegedienst zu Hause betreut wurden. Der Rest wurde von Familienangehörigen gepflegt. Diese werden aber immer weniger dazu in der Lage sein. In 2030 werden 350.000 Menschen pflegebedürftig sein, also 110.000 Menschen mehr als im Jahr 2007. Die Entwicklung, die Demografie läuft doch wohl eindeutig für die stationäre Altenhilfe. Also eine Erfolgsgeschichte ohne Grund zur Sorge?

1. Katholische Pflegeheime in Niedersachsen – ein Schatz in irdenen Gefäßen

Kürzlich hat ein Artikel in Wohlfahrt intern die Frage aufgeworfen, ob Niedersachsen zukünftig caritasfrei besonders im Blick auf die stationäre Altenhilfe sein wird: „Caritasfreie Zone. In Niedersachsen verabschiedet sich die Caritas von einem Altenheim nach dem anderen, in Bremen sieht es nicht besser aus. Die Spitzenvergütung der Mitarbeiter katapultiert die Träger aus dem Markt - und die Caritas aus der norddeutschen Tiefebene“.¹

Der hl. Paulus spricht im Blick auf unseren Glauben davon, dass dieser ein Schatz ist, den wir oft in irdenen Gefäßen tragen. Mit den irdenen Gefäßen meint er wohl die Unzulänglichkeit unserer christlichen Praxis und wohl auch der institutionellen Kirche. Mir fällt das Bild manchmal ein, wenn ich an katholische Altenheime denke. Auch hier ist ein Schatz vorhanden. Viele Pflegebedürftige und ihre Angehörigen können davon Geschichten erzählen. Und das ist gut so. Trotzdem befindet sich dieser Schatz in sehr irdenem Gefäß.

Wirtschaftlich stehen katholische Pflegeheime nicht überaus gut da.

- In Niedersachsen liegen die Pflegesätze 20 % niedriger als im Schnitt der westdeutschen Bundesländer.
- 15 % aller Pflegeheimplätze in Niedersachsen stehen leer.
- Immer schwieriger ist es, qualifizierte Pflegekräfte zu finden. Und dies wird noch schwieriger.
- Wir haben einen Wettbewerb in der Pflege, insbesondere in Niedersachsen, der fast einzig und allein über die Vergütung des Personals getragen wird. In einer Branche, in der 80 % aller Kosten Personalkosten sind, kann man nur dann preiswert und wirtschaftlich sein, wenn man seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nicht allzu gut bezahlt. Wir haben uns in der Caritas für einen anderen Weg entschieden. Konsequenz ist aber eine durchaus angespannte wirtschaftliche Situation. Glauben Sie mir: Ich kenne alle Zornesausbrüche über die AVR! Auch wenn diese angesichts des Fachkräftemangels doch etwas differenzierter zu werden scheinen. Schön wäre es, wenn alle ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gleich bezahlen müssten und dann der Wettbewerb nicht über die Personalkosten, sondern über die Qualität ausgetragen werden könnte. Ich streite an vielen Stellen derzeit für

¹Vgl.: Wohlfahrtintern 4/2003, 16-19

einen Lohntarifvertrag Soziales – insbesondere für die Pflege – an dem sich auch die kirchlichen Wohlfahrtsverbände beteiligen.

2. Und weitere Trends

Es gibt also nicht zu unterschätzende Trends, die der Zukunftsfähigkeit unserer stationären Pflegeeinrichtungen entgegenlaufen. Mit der Aufzählung der Rahmenbedingungen in Niedersachsen bin ich aber noch nicht am Ende der Trends, die gegen uns laufen.

- Rüstige Rentner joggen durch die Wälder, Seniorengruppen finden sich zum Snow-Rafting am Himalaja zusammen, auf den Anzeigenseiten der Illustrierten sportliche, grau-melierte Herren mit Golfschläger und bei Partys. Die „Generation Silver“ hat mit dem Verfall des Alters und seiner Lebensbedrohlichkeit nicht viel am Hut. Der gegenwärtigen Rentnergeneration geht es so gut, wie noch keiner vor ihr – und wahrscheinlich auch keiner nach ihr. Es gibt die 93jährige, die allein acht Wochen Urlaub in einem exotischen Land macht und es gibt die ausgelaugte, gebrechliche 65jährige. Es gibt den 75jährigen, der als Selbstständiger jeden Morgen natürlich ins Geschäft geht genauso wie das körperlich gesunde Ehepaar um die 70, dem es zu viel wird, sich hin und wieder um die Enkelkinder zu kümmern. Vorstellungen, in denen das Alter automatisch mit Krankheit und Pflegebedürftigkeit assoziiert wird, stimmen genauso wenig wie der Traum von der ewigen Vitalität und Jugendlichkeit. Man könnte dieses Thema weit vertiefen. Festzuhalten bleibt: Die Lebensphase des Alters wird immer bunter, immer pluraler und immer individueller gestaltet. Übrigens verbringen auch nur 14 % der Hochbetagten ihren Lebensabend im Heim. Durchgängiger Wunsch der Älteren ist es, möglichst lange und möglichst mobil im normalen Lebensumfeld zu bleiben. Ich glaube, wir haben uns gesellschaftlich und kirchlich noch überhaupt nicht auf eine so plurale und so individuelle ältere Generation eingestellt. Wichtig erscheint es mir, dass wir die demografische Situation nicht nur als heraufziehende Katastrophe betrachten (Zunahme an Pflegebedürftigen, Überforderung der Rentenversicherung, Verfall des ländlichen Raumes), sondern auch in ihren Chancen sehen. Schon im Buch Jesus Sirach 6, 35 heißt es: „Lerne gern von den Alten, und wo ein weiser Mann ist, schließe dich ihm an.“ Lebensqualität, das zeigen Studien ist übrigens alles andere als ein objektives Phänomen, also etwa die Frage wie gesund man ist oder über wie viel Geld man verfügt. Der

entscheidende Faktor für die subjektive Wahrnehmung von gutem Altwerden sind soziale Beziehungen: da, wo es möglich ist in einer festen Partnerschaft (die Glücksforscher sagen, das seien die Glücklichen). Aber auch in Familien, in Freundeskreisen, in guten Nachbarschaften. Das ist in etwa das, was Henning Scherf mit seinem Buchtitel „Grau ist bunt“ meint.

- Je vielfältiger die Lebenslagen alter Menschen werden, desto vielseitiger werden auch die Antworten der Gesellschaft auf die Fragen von Wohnen, von Leben, von Teilhabe sein müssen. Wie kann ich zufrieden im Alter leben? Längst ist das Ideal des Älterwerdens im Kreis einer Familie in räumlicher Nähe nur noch ein Modell unter vielen. Aber auch das klassische Pflegeheim oder Altersheim ist nur noch ein Modell – insgesamt hat es an gesellschaftlicher Akzeptanz wohl eher verloren. Wohlgemerkt: Es muss Pflegeheime geben und es muss gute Pflegeheime geben – allein: Sie sind nicht das Modell für das Altwerden und für die Pflegebedürftigkeit älterer Menschen heute. Die meisten Menschen wollen lange zu Hause leben. Diesem Wunsch müssen wir Rechnung tragen. So freut man sich über die Zunahme ambulanter Pflege (25 % der Pflegebedürftigen werden ambulant gepflegt), über Wohngemeinschaftskonzepte und neue Wohnformen, über die Einrichtung von Tagespflegen, über Carena, die Angebote der Caritas zur Entlastung pflegender Angehöriger, usw. Sie kennen das alle: die Menschen kommen in höherem Alter in die stationäre Pflege, sie sind sehr viel pflegebedürftiger und sie bleiben von daher nicht sehr lange. Ich gehöre nicht zu denen, die das bedauern. Ich bin der Meinung, dass die Situation in Niedersachsen nicht gesund ist, dass 15% der stationären Pflegeplätze frei sind. Das erzeugt einen Sog in die Richtung stationäre Pflege, also dahin, wohin die meisten Menschen gar nicht wollen. Das ist mehr als problematisch.
- Ein Paradigmenwechsel forderte jüngst auch das Kuratorium Deutsche Altershilfe (KDA): Weg von der Schaffung reiner Versorgungsstrukturen, stattdessen hin zur Stärkung des normalen Wohnens, zur Stärkung von Mitwirkung und Teilhabe. Es geht um differenzierte Unterstützung. Und es geht um einen hohen Mix aus Eigenverantwortung und Eigentätigkeit, aus familiärer und nachbarschaftlicher Hilfe und aus professioneller Unterstützung. Die Bedeutung des Wohnumfeldes nimmt für ältere Menschen im Vergleich zu jüngeren stetig zu. Der Alltag im Alter ist weitgehend Wohnalltag. So verbringen über 70jährige durchschnittlich 21 Stunden am Tag zu Hause. Natürlich ist es da hoch problematisch,

dass nur 1% der bundesdeutschen Wohnungen alten- und behindertengerecht sind. Entscheidend für eine bestmögliche Wohnqualität im Alter ist aber nicht allein die objektive Wohnsituation (z.B. fehlender Aufzug zu einer Wohnung in höheren Stockwerken). Die Lebensqualität der Bewohner wird bestimmt von der Frage, inwieweit die Personen die Anforderungen, die diese Wohnsituation an sie stellt, mit ihren Kompetenzen bzw. Einschränkungen bewältigen können.

3. Woran wir weiterdenken und arbeiten sollten

Pflegeheime werden sich sehr verändern müssen, um den Herausforderungen gewachsen zu sein. Ich möchte einige Denkansätze beschreiben, ohne Vollständigkeitsanspruch und erst Recht ohne Wahrheitsanspruch.

- Angesichts der faktischen Entwicklungen in unseren Pflegeheimen wie immer ältere Bewohner, in der Regel Multimorbidität und entsprechend kürzere Verweildauern möchte ich fragen, ob wir nicht unsere Sterbekompetenz erhöhen sollten. Sind die Pflegeheime der Zukunft nicht noch viel mehr Orte für ein gutes Sterben und sollten wir das nicht auch laut und offen sagen?
- Ich stelle mir die Zukunft unserer Pflegeheime so vor, dass es immer weniger große stationäre Einrichtungen gibt. Aus meiner Sicht müssen die Einrichtungen kleiner werden. Und sie müssen auch nach Möglichkeit komplexer werden. Das Pflegeheim als „Kompetenzzentrum fürs Altwerden“ das wäre mein Bild. Da gibt es einen stationären Bereich, da gibt es Tagespflege, da gibt es Wohngemeinschaften aller Art, da gibt es Entlastungsangebote für pflegende Angehörige, da gibt es Seniorenberatung von Pflege- bis Wohnraumfragen. Die Unterschiede zwischen stationär, teilstationär und ambulant heben sich immer weiter auf. Das ist auch im Blick auf Mitarbeiterkompetenz wünschenswert. Pflegekräfte können in unterschiedlichen Bereichen tätig sein, morgens stationär, nachmittags oder abends noch bei einigen Patienten ambulant. Möglicherweise könnten so auch mehr Vollzeitstellen entstehen.
- Überall wird derzeit der konzeptionelle Ansatz der Sozialraumorientierung diskutiert. Bei allem übertriebenen Wortgeklingel ist für mich der Ansatz, dass Menschen in ihrem

Umfeld über genügend Sicherheit und Unterstützung verfügen sollen, so dass sie hier auch mit Einschränkungen gut leben können der entscheidende Ansatz für die zukünftige Gestaltung unserer Lebensumfelder, also unserer Dörfer, unserer Stadtteile, unserer Quartiere. Hier sollten wir als Caritas unsere Aufgabe sehen. Aus meiner Sicht erfordert das auch eine starke Sozialraumorientierung unserer stationären Einrichtungen. Sie müssen sich öffnen für die Menschen im Quartier, müssen das Leben hereinholen, die Einrichtung durchlässig werden lassen für das Dorf oder den Stadtteil. Zählen Sie mal Ihre Gäste, überlegen Sie, welche Gruppen Sie ins Haus holen. Ich habe oft beim Betreten von Pflegeheimen die Erfahrung gemacht, erst einmal kritisch nach meinem Begehrt gefragt zu werden. Vielleicht bietet sich Ihr Speisesaal an. Kann man ihn zu einem Stadtteilcafé weiterentwickeln. Vielleicht gibt es Kooperation mit einer Behinderteneinrichtung und es entsteht ein Integrationsbetrieb. In diese Richtung bitte ohne Selbstbeschränkung weiterdenken.

- Die katholischen Pflegeheime der Zukunft sollten sehr bewusst kirchliche Lebensorte sein. Natürlich hat das etwas mit den sich ändernden Lebensorten unserer Kirche zu tun. Die Pfarrei wird immer weniger als Lebensort für alle bedeutsam sein. Stärkere Bedeutung erlangen Kristallisationspunkte wie Pflegeheime, Kindergärten, Schulen, ... Gerade für alte und sterbende Menschen stellen sich Fragen des Glaubens, aber auch Fragen der Ethik... - katholische Pflegeheime werden diese Fragen aufgreifen müssen.